

Gudrun-Axeli Knapp

**„Trans-Begriffe“, „Paradoxie“ und „Intersektionalität“: Anmerkungen zu Veränderungen im Vokabular der Gesellschaftsanalyse.**

Wenn es darum geht, gesellschaftliche Veränderungen zu begreifen, ist auch ein Blick auf die *Konzepte*, mit denen Gegenwartsdiagnostik oder Gesellschaftsanalyse betrieben wird, aufschlußreich. Sie alle kennen das Feuerwerk zeitdiagnostischer Versuche, gesellschaftliche Makrotrends auf einen Typenbegriff zu bringen: Risikogesellschaft, Wissensgesellschaft, Bürgergesellschaft, Singlegesellschaft, Mediengesellschaft, Multioptionsgesellschaft, multikulturelle Gesellschaft, Dienstleistungsgesellschaft, Informationsgesellschaft, Konsumgesellschaft, Erlebnisgesellschaft und viele andere mehr.

Aber auch unterhalb der Ebene solcher Großkonstrukte hat sich das Vokabular der Gesellschafts- und Kulturanalyse seit einigen Jahren merklich verändert – und auf diese Veränderungen bezieht sich mein Vortrag.

Auffallend ist zum ersten die Konjunktur von Komposita mit der Vorsilbe „trans-“, (transnational, translokal), die auf eine verstärkte Auseinandersetzung mit tradierten Formen der Grenzziehung hindeuten.

Auffallend ist zum zweiten die Konjunktur des Begriffs der Paradoxie auch in der Gender-Forschung, die ich mir etwas näher ansehen will.

Eine dritte Veränderung in der Perspektive und Terminologie der Gesellschaftsanalyse, sehe ich in der zunehmenden Aufmerksamkeit für Fragen komplexer Ungleichheit oder multipler Inklusions- und Exklusionsverhältnisse, die in der feministischen Diskussion vorwiegend unter dem Etikett „Intersektionalität“ verhandelt werden.

Zunächst aber ein paar Bemerkungen zu den Trans-Begriffen. Die Trans-Begriffe, sofern sie sich auf sozio-historische Konstellationen beziehen, sind begleitet von einer Kritik an den räumlich-geographischen Rahmungen, die bisherigen Formen der Gesellschaftsanalyse unterschwellig zugrunde liegen.

Ein Schlagwort, das in diesem Zusammenhang prominent wurde, ist die Rede vom „methodologischen Nationalismus“ (geprägt von Herminio Martins 1974; in die deutschsprachige Diskussion gebracht von Ulrich Beck 2002).

Die Kritik am „methodologischen Nationalismus“ der Geistes- und Sozialwissenschaften geht davon aus, dass nationalräumliche Optiken, d.h. die Brille, durch die wir die Welt betrachten, eher die politisch-historische Situation der Entstehung der modernen wissenschaftlichen Disziplinen spiegelt, als die realhistorisch bestehenden Beziehungen und Abhängigkeiten, in deren Zusammenhang sich die modernen Nationalstaaten konstituierten.

Angesichts der zunehmenden transnationalen Verflechtungen und Prozessen der Globalisierung in der Gegenwart wird die Problematik einer nationalstaatlich eingehegten Perspektive offenkundig.

Die Rede vom *spatial turn*, von der Wendung auf Fragen des Raums und des Territoriums, bezieht sich auf die erhöhte Aufmerksamkeit für diese Thematik. (Geographie / Global-, Transfer- und Verflechtungsgeschichte, Grenze und Grenzziehungen als „heißes“ transdisziplinäres Thema).

Konzepte wie die einer „Raum-Zeit-Kompression“ (Harvey 1985, Brenner 1997), oder der Begriff der „Glokalisierung“ (Swyngedouw 1997), der auf die Gleichzeitigkeit von globalen Prozessen und lokal-territorialer Aneignung bzw. Rekonfigurierung abhebt, kritisieren die nationalräumlichen Unterstellungen, die mit einem Container-Modell von Gesellschaft verbunden sind.

Darüber hinaus verweisen sie auf die Unmöglichkeit einsinniger Tendenzbeschreibungen der Gesellschaft (z.B. MacDonaldisierung) und signalisieren einen gewissen Respekt vor der Vielschichtigkeit der raum-zeitlichen, kulturellen und sozio-strukturellen Dimensionen gegenwärtiger Transformationsprozesse.

Neben der Konjunktur von Trans-Begriffen fällt auch die zunehmende Verbreitung von Begriffen auf, die den *doppelwertigen, janusgesichtigen* Zug gesellschaftlicher Entwicklungen betonen. Im zeitdiagnostischen Kontext betrifft dies besonders Prozesse der

Individualisierung oder der Subjektivierung; in der feministischen Theoriediskussion wird verstärkt die Dialektik feministischer Aufklärung zum Thema: die *andere Seite* der Erfolge feministischer Kritik der vergangenen 40 Jahre.

Unübersehbar ist in diesem Zusammenhang, dass der Begriff der Paradoxie, ähnlich wie zuvor Ambivalenz und Differenz, eine besondere Verbreitung gefunden hat.

Ich möchte solche terminologischen Verschiebungen und Öffnungen zum Anlaß nehmen für einige Bemerkungen zu „Paradoxie“ als Begriff der Zeitdiagnose bzw. Gesellschaftsanalyse, um von da aus eine Brücke zur neueren Diskussion um „intersectionality“ zu schlagen.

### **Paradoxie statt Widerspruch?**

Wofür stehen und was zeigt sich in Verschiebungen im Vokabular der Gesellschaftsanalyse?  
Einige Aspekte:

Verschiebungen im Vokabular der Gesellschaftsanalyse können erstens Indikatoren dafür sein, dass sich die gesellschaftlichen Verhältnisse so verändert haben, dass die überkommenen Begriffe zu ihrem Begreifen nicht mehr taugen.

Deutungswissenschaften, die auf den alten Kategorien beharren, droht dann zunächst ein „Wirklichkeitsverlust“ (Negt 1998).

Verschiebungen im Vokabular der Gesellschaftsanalyse können aber zweitens auch auf Lern- und Abarbeitungsprozesse verweisen: man verwendet veränderte Begriffe, weil sie bestimmte Mängel früher geläufiger Begriffe oder Zugangsweisen nicht aufweisen.

Theoriekontroversen und Krisen- bzw. Selbstverständnisdiskurse sind die Arenen, in denen solche Deutungskämpfe ausgetragen werden. So werden in der *soziologischen* Literatur Bezugnahmen auf die Figur der Paradoxie unter anderem damit begründet, dass sie besser als verwandte Begriffe (wie etwa der des Widerspruchs) geeignet seien, die Phänomene einer reflexiv gewordenen Moderne zu erfassen.

Vorbehalte gegenüber dem Begriff des Widerspruchs beziehen sich in diesem Zusammenhang darauf, dass der theoriegeschichtlich zu eng verbunden sei mit reduktionistischen (d.i. hier: ökonomistischen) Auffassungen der gesellschaftlichen Entwicklungsdynamik.

Verschiebungen im Vokabular der Gesellschaftsanalyse können aber drittens auch auf veränderte Macht-, Opportunitäts-, und Konkurrenzverhältnisse in Wissenschaft und Gesellschaft verweisen, in denen bestimmte Begriffe aus dem Verkehr gedrängt werden, indem sie als „veraltet“ oder „normativ überfrachtet“ markiert werden.

Auch für den Begriff des Widerspruchs, der in der Gesellschaftstheorie besonders mit dialektischen oder im weiteren Sinne kritischen Theorietraditionen assoziiert wird, scheint dieses teilweise zuzutreffen. Auf diesem Hintergrund kann ein Terminus wie der der Paradoxie als unverfänglich und zeitgemäß wahrgenommen werden.

Ein weiterer, vierter, Aspekt, der in Verschiebungen analytischer Begrifflichkeiten einfließt, sind transdisziplinäre und transnationale konzeptuelle *transfers*, auf die sich die Rede von den „traveling concepts“ (Bal 2002) bezieht: Begriffe, die in einer bestimmten theoretischen Richtung oder Disziplin oder einer länderspezifischen Wissenschaftstradition gebräuchlich sind, gehen auf Reisen und werden in anderen Kontexten aufgenommen.

Die Ausbreitung des *rhetorischen* Konzepts von Paradoxie über die text- und kulturwissenschaftlichen Fächer hinaus kann als Indikator für einen *cultural turn* auch in Teilen der sogenannten „Wirklichkeitswissenschaften“ (Weber) gesehen werden.

Dies gilt auch außerhalb des feministischen Diskurses und derr Gender-Forschung.

In dem von ihm herausgegebenen Aufsatzband „Befreiung aus der Mündigkeit. Paradoxien des gegenwärtigen Kapitalismus“ begründete Axel Honneth die programmatische Ersetzung des Begriffs vom „Widerspruch“ durch den der Paradoxie am *Frankfurter Institut für Sozialforschung* mit einer Verlegenheit, die aus dem „Verlassen der alten Strukturkategorien“ einerseits und aus der Notwendigkeit einer Erweiterung der zuvor stark auf die Produktionssphäre konzentrierten Analyseperspektiven andererseits, herrührt: „Seit Jahren schon scheint sich innerhalb der Soziologie die Tendenz abzuzeichnen, verstärkt auf Begriffe wie Ambivalenz, Gegenläufigkeit oder eben Paradoxie zurückzugreifen, um die

neuere Entwicklung der kapitalistischen Gesellschaft zu deuten; wo heute nicht jene simplen Fortschritts- oder Verfallsmodelle vorherrschen, setzt sich unterschwellig das Bewußtsein durch, dass wir gegenwärtig nicht krisenhafte oder widersprüchliche Zuspitzungen sondern höchst paradoxe Wandlungsprozesse beobachten können. Theoriegeschichtlich lässt sich dieser Perspektivenwechsel sicherlich als eine Rückkehr von Marx zu Max Weber und Simmel erklären, während kulturell darin ein resignatives oder realistisches Eingeständnis der Langlebigkeit des Kapitalismus zum Ausdruck kommen mag: Schien die alte Begrifflichkeit eine zeitliche Dynamik der Zuspitzung und schließlich des Kollapses zu unterstellen, so wird in dem neuen Kategoriensystem eher mit einem langgestreckten Prozeß der Austragung von inneren Spannungen gerechnet.“ (Honneth 2002:9)

Ich denke, dass sich im Kontext *feministischer* Theorie, eine vergleichbare Notwendigkeit des *Ersetzens* von „Widerspruch“ durch „Paradoxie“ *nicht* stellt und ich bin nicht sicher, ob Honneth nicht das Kind mit dem Bade ausschüttet und seine Analysemöglichkeiten durch Verabschiedung des Konzepts des Widerspruchs vorschnell und unnötigerweise einengt.

In der *feministischen* Gesellschaftsanalyse zumindest haben -und das hängt mit ihrem Gegenstandsbereich zusammen- ökonomistische Engführungen und orthodoxe strukturtheoretische Auffassungen des Widerspruchsbegriffs, wie sie Honneth voraussetzt, keine große Rolle gespielt.

Die Frage, ob und in welchen Hinsichten von einem „Verblässen“ oder Bedeutungsverlust der Strukturkategorie „Geschlecht“ gesprochen werden kann, ist zwar Gegenstand intensiver Diskussionen geworden, aber nicht entschieden.

Mehrheitlich wird in der feministischen Theorie wohl davon ausgegangen, dass die zu registrierenden Wandlungsprozesse (etwa auf der Ebene der Einstellungen und Geschlechternormen, der rechtlichen Gleichstellung u.a.m.) es angesichts der fortdauernden Reproduktion von Ungleichheit im Geschlechterverhältnis gleichwohl nicht rechtfertigen, pauschal von einer Erosion der Strukturkategorie Geschlecht zu sprechen (Aulenbacher 2005; Beer 1990; Becker-Schmidt 2008; Dölling 2006; Gottschall 2001; Klinger/Knapp/Sauer 2007, Klinger/Knapp 2008, Krüger 2007; Wetterer 2006).

Der Widerspruchsbegriff hat zudem in Bezug auf Fragen des Geschlechts einen anderen Status, als etwa im Bezug auf das antagonistische Verhältnis von Lohnarbeit und Kapital im Verständnis der marxistischen Tradition, die darin die tiefenstrukturelle Basisrelation der bürgerlich-kapitalistischen Gesellschaft sieht. Gleichwohl verweisen Widersprüche im Verhältnis der Geschlechter zumindest in gesellschaftstheoretisch orientierten Varianten feministischer Theorie zurück auf die Frage der Einbindung der Genus-Gruppen in den Strukturzusammenhang gesellschaftlicher Reproduktion.

Etwa als Widerspruch in der Formbestimmung reproduktiver Arbeit im Haushalt als privatförmig organisierter, aber gesamtgesellschaftlich notwendiger Arbeit. Damit hängt der Widerspruch zusammen, auch noch unter dem Regime von Gleichheitsnormen und Rhetoriken der Egalität faktisch *eine* Genus-Gruppe auf Kindererziehung, Versorgungs- und Hausarbeit zu verpflichten bei gleichzeitiger Verweigerung gesellschaftlicher Anerkennung dieser Arbeit, was sich bis in die Systeme sozialer Sicherung hinein auswirkt.

In dieser Widerspruchskonstellation und deren Reproduktionsmechanismen gibt es durchaus Prozesse des Wandels. Zum Beispiel wurde die rechtlich fixierte Verpflichtung verheirateter Frauen zur Haushaltung in Deutschland mit der Reform des Ehe- und Familienrechts von 1976 aufgehoben. Gleichwohl hat sich am Resultat der *faktischen* Zuständigkeits- und Arbeitsverteilung und ihrer vor allem von Frauen zu tragenden negativen Konsequenzen wenig geändert.

Widersprüchlich ist aber auch die Positionierung von Frauen im System der Erwerbsarbeit, die als Form einer *marginalisierenden Inklusion* bezeichnet worden ist: hier geht es um die Gleichzeitigkeit von Anerkennung über die Partizipation an marktvermittelter Arbeit einerseits und die Diskriminierung als *weiblicher* Arbeitskraft und deren Positionierung in einem System geschlechtlich segregierter Praxisfelder und kultureller Werthierarchien, andererseits.

Unter dem Gesichtspunkt der „doppelten Vergesellschaftung“ (Becker-Schmidt 2004) weiblicher Arbeitskraft, ihrer Einbindung in zwei unterschiedliche Strukturzusammenhänge gesellschaftlicher Reproduktion, läßt sich derzeit sogar eine Zuspitzung bestimmter Widersprüche diagnostizieren. Diese zeigt sich insbesondere auf der Ebene der Zeitökonomie: In der Erwerbssphäre kommt es unter den Bedingungen forcierter Rationalisierungsprozesse

zu einer zunehmenden Temporalisierung unter der Maxime „keine Zeit verlieren“. Ein Teil der Tätigkeiten im Bereich der Privatsphäre (Umgang mit Kindern, Versorgungs- und Pflgetätigkeiten) sind mit einer tendenziell entgegengesetzten Zeitökonomie verknüpft: Zwar geht es in diesem Praxisfeld auch um Planung und Zeitkalkulation, dennoch steht der Umgang mit Personen, zumal mit Kindern und im Nahbereich, eher unter der Maxime, „Zeit verlieren können“. Angesichts zunehmender Erwerbstätigkeit auch verheirateter Frauen mit Kindern bei anhaltender geschlechtlicher Arbeitsteilung im Privaten, angesichts zunehmender Rückverlagerung öffentlicher Dienstleistungen in den Privatbereich und unter den Bedingungen eines erhöhten Care-Aufwandes als Folge der verlängerten Lebenszeit, können sich hier Unvereinbarkeiten auf der Ebene der Zeitregimes verschärfen (Vgl. genauer: Becker-Schmidt 2004, 2008; Hochschild 2002).

In den hier genannten Fällen geht es um strukturelle Konfliktlagen im Geschlechterverhältnis die auf *Widersprüche* hindeuten, ohne im engen Sinne paradox zu sein.

In der feministischen Theorie spricht also vieles dafür, *keinen* Wechsel der Begriffe vorzunehmen, sondern von Widersprüchen zu reden, wo es um Widerspruchskonstellationen geht und von Paradoxien, wo paradoxe Entwicklungen beschrieben werden sollen. Das erweitert das analytische Instrumentarium, setzt aber genauere Begriffsbestimmungen voraus. Und das will ich im Folgenden mit Bezug auf den Paradoxiebegriff tun.

Ich teile aus einer *sozialwissenschaftlichen* Sicht die Einschätzung von Martin Hartmann, dass Paradoxien immer einen widersprüchlichen Charakter haben, dass aber gleichwohl nicht alle Widersprüche paradoxal sind.

Während Widersprüche in einem generellen Sinne auf Wechselwirkungen koexistierender Gegensätze oder auf Gegenläufigkeiten verweisen, ist die Rede von Paradoxien dann angebracht, wenn sich von zwei widersprechenden Größen sagen läßt, dass ihr „widersprüchliches Zueinander durch *ein und denselben Prozeß* zustande gekommen ist.“ (Hartmann 2002:237)

Das kann weit gefaßt werden, etwa in der Weise, in der häufig von Paradoxien gesellschaftlicher Modernisierung gesprochen wird (z.B. indem Individualisierung gleichzeitig als Freiraum und Zwang oder Sozialisation als simultaner Prozeß von

Individuation und Vergesellschaftung beschrieben wird; Subjektivierung als Subjektwerdung und Unterwerfung).

Paradoxie kann aber auch für den Forschungsgebrauch so präzisiert werden, wie Hartmann vorschlägt: „Die Analyse paradoxer sozialer Entwicklungen hat einen ihrer Ausgangspunkte in menschlichen Absichten, die in institutionell verwirklichter Form oder als bewußtseinsprägendes Ideenraster zu Ergebnissen führen, die diesen Absichten widersprechen, sie verkehren oder ihr Gegenteil bewirken. Paradox wird dieser Prozess durch die Tatsache, dass es ein und dieselben absichtsvollen Wandlungsverläufe sind, die zu diesen gegenläufigen Ergebnissen führen.“ (Hartmann 2002:241).

Auf dem Hintergrund dieses Verständnisses gewinnt die Popularität des Begriffs der Paradoxie auch im feministischen Kontext einen spezifischen *historischen* Sinn: Wenn es richtig ist, dass sich sozialwissenschaftlich relevante Paradoxien vor allem im Zusammenhang mit Veränderungsabsichten sozialer Akteure, mit deren Ideen, Theorien, Programmen, Plänen und deren praktischer Umsetzung ergeben, dann heißt das für den feministischen Kontext, dass paradoxe Effekte schwerpunktmäßig mit einem *selbstreferentiellen* Bezug auf feministische Kritik und Praxis zu analysieren sind.

Von Paradoxien in diesem Sinne kann erst ab einem Zeitpunkt gesprochen werden, ab dem die feministische Bewegung tatsächlich gesellschaftlichen Wandel gestaltet und Wirkung erzeugt.

In der Rhetorik bezeichnet ein Paradox eine Behauptung, die *gegen* (para) die *verbreitete Meinung* (doxa) steht.

Cicero spricht von paradoxen Reden als „Wunderlichkeiten gegen die Meinung aller.“ Bezogen auf die feministische Bewegung könnte in diesem Sinne als Paradox formuliert werden: Je überflüssiger feministische Politik ist, desto erfolgreicher war sie.

Die Konnotationen des Begriffs der Paradoxie gehen im sozialwissenschaftlichen Kontext aber über diese rhetorische Bedeutung hinaus und beziehen sich auf gegenläufige und widersinnige Zusammenhänge zwischen Handlungen und Handlungsfolgen.



Ich gebe ein paar Beispiele für derartige paradoxe Zusammenhänge von Handlungsabsichten und deren gegenläufige Wirkungen im Kontext der Geschlechterforschung und –politik.

Als paradox in einem *strikten* Verständnis bezeichnen vor allem Konstruktivistinnen Effekte der Gleichstellungspolitik: die politische Absicht, die diskriminierende Bedeutung von Geschlecht zu entkräften, werde mit einer Strategie verfolgt, die impliziert, dass Geschlecht zum Dauerthema gemacht und damit re-inszeniert bzw. reifiziert wird (Gildemeister/Wetterer 1992).

Als paradoxe Wirkung der Institutionalisierung von „Frauenpolitik“ und „Frauenforschung“ läßt sich die damit verbundene Zuständigkeitserklärung interpretieren, die zur nachhaltigen Etablierung einer sexuierten Arbeitsteilung geführt hat: Aufklärungspolitisch muß sich Geschlechterpolitik an Männer und Frauen wenden, institutionalisierungspolitisch und personell ist sie auch unter dem Etikett „Gender“ ein weitgehend feminisierter Bereich geblieben.

Alles, was mit der „Genderthematik“ zusammenhängt, wird in diesen feminisierten Bereich delegiert, der gleichzeitig ein Bereich der Besonderung und Abwertung, aber auch ein Bezugsfeld innovationistischer Rhetoriken ist.

Noch in der beredten Selbstvermarktung als Avantgarde gesellschaftlicher Innovation klingt die Defensive an, aus der heraus letztlich argumentiert wird. Ich denke hier an Websites und Hochglanzbroschüren mit denen Gender-Einrichtungen manageriales Gender-Wissen für die Rationalisierung/ Modernisierung staatlicher und privater Institutionen anbieten und sich dabei zunehmend einer betriebswirtschaftlichen Terminologie der Ressourcenoptimierung bedienen/ bedienen müssen.

Herrschaftskritische Terminologien und politische Normen von Gerechtigkeit haben anscheinend keinen Marktwert, über den der Fortbestand der Gender-Einrichtungen gesichert werden könnte.

Die Dialektik feministischer Aufklärung läßt sich auf diesem Hintergrund auch hier wieder in einer paradoxen Formulierung fassen: Je erfolgreicher feministische Politik und Wissenschaftspolitik ist, desto weniger realisiert sie ihre Ziele.

Die Institutionalisierung der Zuständigkeit von Frauen für Fragen des Geschlechts unterläuft die Zielsetzung, Geschlecht als selbstverständlichen Bezugspunkt *jeder* Gesellschaftsanalyse und Politik durchzusetzen. Strategien des Mainstreaming haben genau auf solche Paradoxien reagiert, um ihrerseits neue Paradoxien hervorzutreiben.

Inzwischen werden sogar feministische Handlungsstrategien entwickelt, die bewußt Paradoxien und Widersinnigkeiten einkalkulieren: ein bekanntes Beispiel dafür ist das Konzept der „paradoxen Intervention“, das Anfang der 1990er Jahre entwickelt wurde, um die Etablierung sedukativer Bildungseinrichtungen geschlechtersoziologisch zu begründen (Wetterer 1993).

Das Konzept der paradoxen Intervention nimmt die vorübergehende Re-Dramatisierung der Geschlechterdifferenz durch Einrichtung etwa von Frauenstudiengängen in männlich dominierten Fächern in Kauf, weil sie auf die positiven Effekte einer Ent-Dramatisierung der Geschlechterdifferenz in dem monoedukativen Binnenraum setzt. (Zu den paradoxen Effekten paradoxer Interventionen vergl. Gransee 2003; Knapp/ Gransee 2003).

Letztlich lassen sich sämtliche Dilemmata feministischer Theorie und Politik als Einfallstore für paradoxe Wirkungen beschreiben. Das gilt für das Gleichheits-Dilemma ebenso wie für das Differenz- Dilemma, das Identitäts-Dilemma und das Dekonstruktions-Dilemma.

- Dass die Gleichbehandlung Ungleicher zur Fortschreibung von Ungleichheit führt und dass Differenz unsichtbar gemacht wird, wenn Ungleiche als Gleiche betrachtet werden, das sind paradoxe Effekte von Strategien der *Gleichheit*.
- Umgekehrtes gilt für feministische Strategien der *Differenz*: die Betonung von Differenzen zwischen den Geschlechtern, die Beschreibung weiblicher Eigenschaften und Fähigkeiten als “anders” (in Relation zu Männern), schreibt, auch bei einer Positivierung von Differenz, Gründe für Besonderung und Diskriminierung fort. (Strategie: Vom Defizit zur positivierten Weiblichkeit; weiblicher Führungsstil etc.).
- Substantielle Gruppen-*Identitäten* vorauszusetzen (z.B. eine Gleichheit oder Ähnlichkeit der Erfahrungen von Frauen oder Männern) lädt zur Ausblendung des

Nicht-Identischen ein und ist mit der Gefahr der Unterschätzung der Verschiedenheit der Individuen und Lebensverhältnisse *innerhalb* der Genus-Gruppen verbunden.

- Mit diesen Paradoxien haben sich vor allem identitätskritische und dekonstruktivistische Ansätze befaßt. Aber auch diese können ihrerseits paradoxe Implikationen haben. So zersetzt ein radikaler *Dekonstruktivismus* die konzeptuellen Möglichkeiten, Aussagen über Geschlechterverhältnisse und über Frauen und Männer als soziale Gruppen zu machen. Damit unterminiert er den Rahmen, den feministische Theorie und Politik voraussetzen.

Ich gehe davon aus, dass die feministische Kritikkonstellation mit ihren spezifischen Verbindungen von Theoriebildung, Forschung und politischem Veränderungsanspruch eine geradezu paradoxienheckendes- und -bearbeitende Konfiguration darstellt und dass genau darin, zumindest bislang, ein wichtiges Moment ihrer Produktivität und Vitalität liegt.

### **Paradoxe Effekte feministischer Grundlagenkritik.**

Das für mich eindrücklichste Beispiel für die „heiße“ epistemische Kultur des Feminismus ist die Diskussion um Ungleichheit und Differenz unter Frauen. Zunächst schien sie der feministischen Kritik politisch und epistemisch den Boden zu entziehen, was sich in den 1990er Jahren in einer Flut von Publikationen über eine Grundlagenkrise feministischer Theorie niederschlug, heute wird sie dagegen unter dem Etikett der Intersektionalität als bedeutende Entwicklung diskutiert.

Eines der vielen paradoxen Momente in der Geschichte dieser Debatte liegt darin, dass die feministische Theorie durch die Auseinandersetzung mit den Fundamenten feministischer Kritik (Wer ist „Wir“?) Fragen auf die Agenda gesetzt hat, die in dem Rahmen, in dem sie formuliert wurden, nicht beantwortet werden können.

Heute ist, meine ich zumindest, die Einsicht unhintergebar, dass man die Lebensbedingungen von Frauen -als dem Referenzsubjekt des Feminismus- nicht begreifen kann, wenn das Feld nur über die Kategorie „Geschlecht“ erschlossen wird, wie es in Teilen der Frauen- und Genderforschung nach wie vor der Fall ist; man kann die Lebensbedingungen von Frauen (und Männern) aber auch nicht begreifen, wenn man *nicht* über die Kategorie

„Geschlecht“ fokussiert, das war das Problem des *androzentrischen* Bias im überkommenen Wissen über Geschichte, Kultur und Gesellschaft.

Aber letztlich hilft auch der intersektionelle Blick nicht weiter, wenn man den Blick nur auf Differenzen unter *Frauen* lenkt, dies ist nach wie vor ein Problem in der feministischen Intersektionalitätsdiskussion.

Einerseits hat die Frage nach Ungleichheit und Differenz unter *Frauen* wichtige Probleme in den Blick gerückt: zum Beispiel das Problem, dass Gleichstellungsgewinne von Frauen bestimmter Schichten in weltweitem Maßstab durchgesetzt werden auf der Basis von Umverteilungen der Hausarbeit als prekäre Lohn- und Schattenarbeit an andere Frauen. Diese Phänomene werden in der jüngeren feministischen Diskussion unter Stichworten wie „Ungleichheit unter Frauen“, „neue Dienstmädchen“, „Globalisierung der Hausarbeit“ oder „Care chain“, „Care drain“ diskutiert (Gather, Geissler, Rerrich 2002; Lutz 2007; Rerrich 2006). Vor allem die prekäre und widersprüchliche Positionierung von Migrantinnen gegenüber ihren Arbeitgeberinnen rückt hier in den Mittelpunkt. Andererseits erweist sich der Fokus aber als zu eng, wenn es nicht nur darum geht, die damit verbundenen Erfahrungen und Konflikte von Frauen, Hausarbeit-geberinnen und Hausarbeit-nehmerinnen, zu beschreiben, sondern wenn die Ungleichheit in der Frau – Frau – Relation auch *sozialtheoretisch* oder *strukturtheoretisch* ausgearbeitet werden soll.

Das Geschlechterverhältnis erschließt sich, wie der Name sagt, durch den vergleichenden Blick auf Relationen zwischen den Genus-Gruppen. Um gesellschaftliche und kulturelle Verhältnisse handelt es sich aber auch bei den anderen „Achsen“ von Herrschaft, Ungleichheit und Differenz. Wen sie in welchen Relationierungen auf welche Weise trennen und verbinden und wie sie jeweils als Konfigurationen von Macht und Herrschaft verfasst sind (etwa als Klassenrelationen, oder ethnisierte Relationen), kann an der Genus-Gruppe *Frauen* allein nicht erkannt werden.

Hier sind Theorien gefragt, die die in Betracht genommenen sozialen Teilungs-verhältnisse auch struktur- und gesellschaftstheoretisch reflektieren.

Angesichts der gesellschaftstheoretischen Abstinenz in weiten Teilen der Geschlechterforschung der vergangenen Jahre könnte man fast von einer weiteren Paradoxie sprechen: Der

Feminismus hat aus der Binnendynamik seiner eigenen Selbstreflexion und -kritik heraus (Wer ist „Wir“?) Fragen auf die Tagesordnung gesetzt, die zu groß sind, um mit dem derzeit vorhandenen Potential feministischer Theorie alleine angemessen beantwortet werden zu können. Gleichzeitig müssen sie aber bearbeitet werden, wenn feministische Theorie nicht überflüssig werden will.

### **Ich komme zum Schluß:**

In der aktuellen theoretischen und methodologischen Diskussion über gesellschaftliche Transformationsprozesse, wird intensiv darum gerungen, die Begrifflichkeiten der Gesellschaftsanalyse so zu reformulieren, dass sie komplexeren Konstellationen angemessen ist. Dieses Ringen kann man auch in der Geschlechterforschung in den drei Bereichen, von denen ich gesprochen habe, sehr gut beobachten:

Die zunehmende Auseinandersetzung mit paradoxalen Phänomenen ist ein Anzeichen für die Wirksamkeit feministischer Kritik ebenso wie für die wachsende Selbstreflexion feministischer Theorie. Wenn aufgehört würde, im feministischen Kontext über Paradoxien zu reflektieren, wäre das auf dem Hintergrund der oben zugrunde gelegten Definition eher ein schlechtes Zeichen.

Die Intersektionalitätsdiskussion hat ihren Schwerpunkt in der Auseinandersetzung mit multipler Diskriminierung, mit Wechselwirkungen zwischen unterschiedlichen Formen der Herrschaft und Fragen komplexer Ungleichheit. Die insbesondere in der Geschlechterforschung forcierte integrierte Perspektive auf Geschlecht/Sexualität, Klasse, Nationalismus/Ethnizität/ „race“ und andere Kategorien sozialer Strukturierung und Teilung kann als eine der großen theoretischen, methodologischen und forschungspraktischen Herausforderungen für die Geistes- und Sozialwissenschaften insgesamt gesehen werden. Ich denke, dass die feministische Diskussion hier besonders weit fortgeschritten ist, dass sie sich aber andererseits wieder stärker auf der Baustelle der Gesellschaftstheorie engagieren sollte, um die eigenen Fragen weitzutreiben zu können.

Für mich, und das hat durchaus auch biographische Gründe, berühren sich die Diskussion um Paradoxie, die Intersektionalitätsthematik und Diskussion um Trans-Begriffe in einer spezifischen Weise.

In der Tradition von Fragestellungen der älteren Kritischen Theorie (Dialektik der Aufklärung) und Michel Foucaults lese ich die auf der transatlantischen Route gereiste Triade von Race/Ethnicity, Class und Gender als Aufforderung zu einer Re-Inspektion der europäischen Moderne.

Ich begreife ein solches Projekt als fundierte Kritik und Würdigung der widersprüchlichen europäischen Moderne und der Paradoxien von Modernisierungsprozessen unter den Bedingungen zunehmender weltgesellschaftlicher Verflechtung. So wenig wie die Konstitutionsgeschichte moderner Nationalstaatlichkeit verstanden werden kann ohne den Blick auf den widersprüchlichen Zusammenhang von Gleichheit, Differenz und Ungleichheit (Geschlecht/Sexualität, Klasse, Rasse/Ethnizität) so wenig kann die Konstitutionsgeschichte europäischer Gesellschaften verstanden werden ohne Einbeziehung der materiellen, institutionellen und kulturellen Austauschprozesse und Verflechtungen, wie sie sich vor allem im Zuge imperialer Expansion und Kolonialismus herausgebildet haben. (Bayly 2006; Calhoun 1997; Hobsbawm 1990; Yuval-Davis 1997).

Nicht nur die forcierte Auseinandersetzung mit den Paradoxien feministischer Aufklärung, auch die stärkere Berücksichtigung von Trans-nationalen Verflechtungen würde die feministische Diskussion bereichern. Zum einen hinsichtlich der für komparative feministische Forschung zentralen Frage nach der Kontextbezogenheit von Wissensproduktion („*situated knowledge*“ Harding, Haraway). Hier stellt sich das Problem, wie soziohistorische Wahrnehmungs- und Resonanzräume die Denkräume feministischer Theorie beeinflussen. Zum anderen ermöglicht eine verstärkte Aufmerksamkeit für die geschichts-räumlichen Implikationen von Theoriebildung, die Herausbildung einer größeren Sensibilität für die Grenzen der Geltungsansprüche, die man legitimerweise mit den eigenen Aussagen verbinden kann.

Das verspricht Orientierung für die Gratwanderung zwischen der Skylla einer Formalisierung soziologischer Theorie im Dienste der Erhöhung begrifflicher Systematizität auf der einen, die mit Blindheit gegenüber dem Besonderen geschlagen ist, und der Charybdis partikularen, historistisch und kulturalistisch eingehetzten Kontextwissens auf der anderen Seite, das die eigene Vermitteltheit durch übergreifende Zusammenhänge und Trans-Verhältnisse von Differenzierung, Herrschaft und Ungleichheit nicht denken kann.